

VOM BUNTEN ROCK ZUM BUNTEN SCHLIPS

Von Wilhelm Volrad von Rauchhaupt

Wilhelm Volrad von Rauchhaupt sollte kurz vor Kriegsende zum Kommandanten des Berliner Zeughauses ernannt werden. Ursprünglich Waffenarsenal der preußischen Armee, war das Zeughaus im Jahre 1881 als Armee-Museum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden. In dem Museum war eine lückenlose Sammlung preußischer Uniformen, Waffen, Trophäen und Schlachten-Panoramen (Zinnsoldaten) untergebracht. Rauchhaupts Karriere: 1914 Fahnenjunker im Berliner Kaiser-Alexander-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 1, 1920 als Oberleutnant ausgeschieden. 1934 als Rittmeister im Insterburger Reiter-Regiment



Nr. 1 wieder aktiv. Bei Kriegsbeginn Major und Abteilungs-Kommandeur im Stuttgarter Kavallerie-Regiment Nr. 18. Im Kriege Korps-Adjutant, Ausbildungsleiter an der rumänischen Kavallerieschule, später Verbindungsoffizier zum rumänischen Feldheer. 1944 schließlich Oberst; als Heereshistoriker und Uniformkundler in den Stab des Chefs der Heeresmuseen versetzt. Nach dem Kriege Mitglied der „Deutschen Gesellschaft für Heereskunde“. Literarische Produktion: Aufsätze über Heeresgeschichte, Uniformkunde, Heraldik, Pferdezucht und das Novellenbändchen „Preussisches Herz — Erzählungen eines Offiziers“ (1943).

Als mein alter Professor und Mentor in Heidelberg hörte, daß ich mich abwechslungsreicher nicht mit der Historie, sondern mit der neuen Uniform der westdeutschen Bundeswehr beschäftigte, hielt er mir Bilder aus illustrierten Blättern unter die Nase und grollte voll Empörung einen Vers aus der Ilias:

„Vorne ein Löwe, hinten eine Schlange — und in der Mitte eine Ziege!“

Das einzige Überbleibsel, das sich aus Preußens großer militärischer Vergangenheit — man mag für oder gegen Preußen sein, leugnen kann man diese Vergangenheit nicht — herübergerettet hat, ist die Stickerie für Offiziere des im Jahre 1806 aufgelösten preußischen Infanterie-Regiments Alt-Larisch, Nr. 26 der alten Stammliste, die wieder — winzig klein — auf den roten Spiegeln der Generale erscheint.

Kein Volk hat so wie das deutsche das Bestreben, sich von seiner Vergangenheit zu distanzieren, immer wieder von vorn anzufangen und den berüchtigten Nullpunkt zu proklamieren. So sieht es denn auch zunächst ganz so aus, als hätte man alle Erwägungen beim Zuschnitt der neuen deutschen militärischen Tracht — Zweckmäßigkeit, äußeres Ansehen und dergleichen — nur einem einzigen Gedanken untergeordnet, daß eben diese Tracht um gar keinen Preis und mit keiner Nuance an das vertraute Bild jenes allen deutschen Soldaten erinnern dürfe, der die deutsche Geschichte begleitet, ja geformt hat. Solch eine Konzeption, nur aus der Negation geboren, kann niemals fruchtbar werden.

Man denke dagegen an Frankreich, wo die Garde auch heute noch mit Roßschweifhelm und Pallasch antritt, an Englands königliche Garde, wie sie aus dem Bild auch des modernen London nicht wegzudenken ist. In Dänemark tritt die Wache noch täglich im roten Waffenrock und der traditionellen Bärenfellmütze unters Gewehr, und selbst die Amerikaner lassen ihre Kadetten — wir würden sagen: Kriegsschüler — in der historischen Montur von Westpoint paradiere.

Und bei uns? War wirklich alles falsch? Haben wir nur zu vergessen? Hatte das Bonner Verteidigungsministerium seine Aufgabe verkannt, als seine Sachbearbeiter an die Uniformfragen herangingen? Hatten diese Uniform-Experten bei ihrer Entscheidung an nichts gedacht?

Die Bonner Trachten-Création geht in ihren Grundelementen auf das Jahr 1952 zurück, als die Europäische Verteidigungsgemeinschaft auf dem Marsch war. Schon aus dieser Konstellation heraus erklärt sich vieles, was uns an der neuen Uniform befremdet, ja abstößt. Die Aufgabe, eine neue deutsche Uniform zu entwerfen, war mit politischen Forderungen belastet: Die einzelnen Stücke sollten in Farbe und Schnitt den Grundbildern der EVG-Verbündeten entsprechen. Man mußte damit rechnen, daß deutsche Einheiten auch außerhalb der deutschen Landesgrenzen eingesetzt würden, in den nordischen Staaten zum Beispiel oder in Frankreich, und dort durften sie keine Ressentiments auslösen. Also mußten — nach Bonner Meinung — Feldgrau und Knobelbecher unsichtbar bleiben, während die westeuropäischen EVG-Partner damals umgekehrt daran dachten, den preußischen Knobelbecher anzuziehen und ihn dadurch international gesellschaftsfähig zu machen.

Was die Dienstgradabzeichen betrifft, so hatten sich Schulterklappen, Ärmelstreifen und Mützenschirme eben auch den westlichen Gepflogenheiten einzufügen. Ein französischer Soldat sollte einen deutschen Offizier ohne Schwierigkeiten richtig placieren können. So verzichtete man denn auch hier auf die uns gewohnte Aufmachung mit goldenen und silbernen Raupen und Plattschnüren auf den Schulterstücken und den silbernen Unteroffizier-Tressen auf den Schulterklappen.

Als sich Frankreich schließlich der EVG versagte, stand man in Bonn plötzlich vor neuen Aufgaben. Man hatte bereits eine europäische Uniform entwickelt, die tragbar — im weitesten Sinne des Wortes — für alle europäischen Staaten war, die Elemente von allen Uniformen enthielt und auf die sich alle Oberkommandos geeinigt hatten. Den einmal beschrittenen Weg, der in vielem ja auch seine politische Gültigkeit behielt, konnte und wollte man nicht wieder ganz verlassen. Da aber andererseits der Bundesrepublik Deutschland mittlerweile die Souveränität zugestanden worden war, mußte man im Hause Blank eine eigene deutsche Uniform entwickeln, die politisch möglichst wenig angreifbar war, gut aussah und allen Anforderungen entsprach.

Das Resultat: Die Farbe der Bonner Montur liegt zwischen dem für die EVG damals festgelegten Khaki und unserem Kriegs-Feldgrau und entspricht ziemlich genau dem Schiefergrau der einstigen Reichswehrgewehr. Man hat nicht vom hohen Kothurn autokratisch entschieden. Man hat gesucht und geprüft, verglichen und ausprobiert, man hat sich die nationalen Farben aller Länder vorlegen lassen und das, was man für das Brauchbarste hielt, gewählt. Von dem uns vertrauten Feldgrau hatte man sich aus den oben bereits angedeuteten Erwägungen grundsätzlicher Art abgesetzt.

Übrigens ist auch das Feldgrau keine einmalig und endgültig festgelegte Farbe. Es hat mancherlei Schwankungen und Nuancen durchgemacht. Als wir es erstmalig bei ganzen Einheiten etwa im Jahre 1908/1909 zu sehen bekamen, als wir es 1914 bei der Mobilmachung ein für allemal anzogen, war es noch sehr viel feldgrüner als später, da das Grau mehr und mehr dominierte. Das Schiefer-



Schnürschuh-Appell 1936

grau der Hose wurde entwickelt —, anfänglich hatte die Hose dieselbe feldgrau Farbe wie der Waffenrock —, als nach den ersten grauen Kriegsuniformen, die sich im Schnitt noch eng an die alten bunten Uniformen gehalten hatten, im Herbst 1915 (Allerhöchste Kabinettsordre vom 21. September 1915) die vereinfachte neue Felduniform und mit ihr die erste Feldbluse eingeführt wurde.

Andere Armeen — so die schwedische, die finnische und die schweizerische — ziehen auch heute noch dunklere Farben dem Bonner Schiefergrau vor. Die Amerikaner haben sich nach einem Truppen-Test für Dunkelgrün entschieden. Diese amerikanische Uniformfarbe liegt auf der Mitte zwischen dem russischen Moosgrün der einstigen Darmstädter Dragoner-Brigade und unserem verflissenen Feldgrau.

Die westdeutsche Industrie aber empfahl den Bonner Uniform-Sachbearbeitern: Steingrau, etwa die Mitte zwischen dem alten Feldgrau und dem alten Luftwaffengrau. Damit wurde etwas erreicht, was wirtschaftlich außerordentlich günstig zu Buche schlägt: eine Uniformfarbe, die von allen drei Wehrmachtteilen akzeptiert wurde, vom Heer, der Luftwaffe, die bis dahin nicht auf ihr besonderes Blaugrau hatte verzichten wollen, und auch von den Landeinheiten der Marine, die in ihrer Bord- und Ausgeh-Uniform sowieso dem internationalen Blau treubleiben konnte.

Was nun den Schnitt anbelangt, so wollte man schon zu EVG-Zeiten eine Feldbluse haben und außerdem ein langes Jackett zum Ausgehen und für gesellschaftliche Zwecke. Die Feldbluse 44, die seinerzeit



Britischer General im Paradeanzug

kaum mehr durchkam, und die Panzerjacke waren als Vorbilder vorhanden. Sie saßen beide vorn glatt und hatten hinten Spielraum. Dazu kamen als Muster der amerikanische Battledress und der entsprechende Dress der europäischen Armeen. Man lehnte sich im Schnitt an die Feldbluse an, überprüfte zugleich die Modelle der verschiedensten Staaten, setzte sich mit Künstlern und Schneidern in Verbindung, ließ Probestücke anfertigen, die im Verteidigungsministerium den Spitzen des Hauses vorgeführt wurden.

Schließlich einigte man sich auf einen Entwurf, der allgemein gefiel: Die Bluse wurde — im Gegensatz zu allen vorgelegten Modellen — zweireihig, erhielt einen offenen Kragen und untenherum einen breiten, konischen — oben weiter als unten — Taillenbund, der auch bei grob verpaßten Kammerstücken guten Sitz gewährleisten soll. Aber ich kann mir nicht denken, daß sich beim Bücken oder beim Heben der Arme Rock und Hose nicht doch trennen und das graublaue Hemd schamhaft zum Vorschein kommt, wenn nicht irgendeine feste Verbindung zwischen beiden hergestellt wird.

*

Der zweiteilige Kampfanzug als Spezialkleidung baut noch ganz auf EVG-Experimenten auf. Aber abgesehen davon, hat diese Gefechtsmontur schon einen historischen Vorgänger gehabt. Als die feldgrauen Monturen zum erstenmal auf den Kammern der kaiserlichen Kasernen auftauchten, da wurde auch über einen Spezial-Tarnanzug gesprochen, der von Schleichpatrouillen — wie man sich damals ausdrückte — und von Pionieren bei der Arbeit getragen werden sollte.

Ich entsinne mich, daß von Anzügen aus starkem, dunklem, imprägniertem Drell gesprochen wurde, die am Hals, an den Hand- und Fußgelenken zugebunden sein sollten, etwa wie unsere späteren Trainingsanzüge, und für die weder Knöpfe noch Abzeichen vorgesehen waren. Die Japaner sollten derartige Tarnanzüge im russisch-japanischen Krieg mit Erfolg verwendet haben.

Als Fußbekleidung zum Kampfanzug ist ein Schnürschuh vorgesehen mit angearbeiteter kurzer, weicher Ledergamasche und profilierter Gummisohle. Auch dieser Schnürschuh mit Gamasche war in ähnlicher Form schon einmal da. Er tauchte Mitte der dreißiger Jahre bei der Truppe auf und hat sich gar nicht bewährt. Er

taugte weder zum Reiten noch zum Marschieren und ward bald nicht mehr gesehen.

Aber: Der Knobelbecher hat sich bewährt, mag er nun Ressentiments auslösen oder nicht. Ein Schnürschuh mit kurzer Gamasche kann ihn jedenfalls im allgemeinen nicht ersetzen. Wenn der Knobelbecher gut verpaßt war, dann war er die ideale Fußbekleidung für den Infanteristen.

Ich könnte mir denken, daß auch der moderne Fußsoldat sich wieder nach dem Knobelbecher sehnen und seine Einführung durchsetzen wird, mag dieser Stiefel nun politisch belastet sein oder nicht — danach fragt schließlich die Praxis nicht. Tatsächlich trägt man sich in Bonn denn auch jetzt bereits mit dem Gedanken, den Gamaschen-Schnürschuh über kurz oder lang durch den altbewährten Knobelbecher zu ersetzen.

Als nach einer langen Friedensperiode preußische Truppen im Jahre 1864 in die Elbherzogtümer Schleswig und Holstein



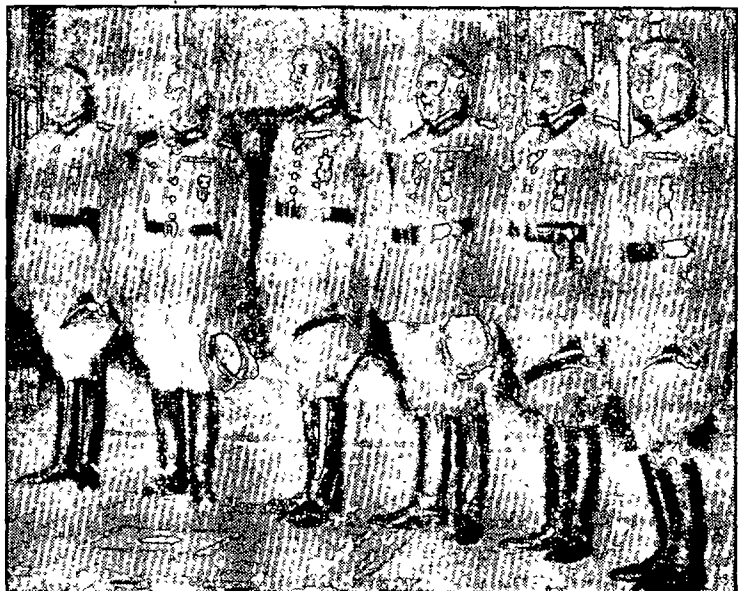
Knopfflochsticker bis 1806
Dienstgradabzeichen der Generale ab 1900

einrückten, hatte sich der Kniestiefel der preußischen Garde von 1810 bei den Linien-Regimentern zu einem sehr verkürzten Schaft zurückentwickelt, in dem sich die langen Hosen bei Nässe und Schnee nicht unterbringen ließen. Der Soldat half sich, indem er die langen, bunten Wollstrümpfe über die Hosen zog — daher die klassische Kommiß-Formel: „Hose in denselben“, ursprünglich nämlich in den Strümpfen, später in den Stiefeln.

Nach dem deutsch-dänischen Kriege wurden Stiefel mit längeren Schäften ausgegeben, und 1869 war jener beinahe weltanschaulich umstrittene Knobelbecher geboren, der sich bis zum Jahre 1945 mit ganz geringen Abänderungen in der Type hielt und bewährte. Freilich bedurften Fallschirmjäger, Panzerleute und motorisierte Infanteristen schon zu Wehrmacht-



Bundeswehr-Generale im Meldeanzug 1956



Wehrmacht-Generale im Meldeanzug 1940



Feldheer 1914

Westfront 1916

Wehrmacht 1935

Fallschirmjäger 1937

Bundeswehr 1956

DDR-Armee 1956

zeiten einer Fußbekleidung, die ihnen beim Springen aus dem Flugzeug und vom Fahrzeug einen festen Gelenk- und Knöchelschutz bot.

Dessenungeachtet hat die sogenannte Nationale Volksarmee der Sowjetzone den Knobelbecher unverändert übernommen, ebenso den längeren Offizier-Schaftstiefel, den man in Bonn allerdings vergeblich sucht.

In welcher Aufmachung — pardon, aber ich weiß wirklich nicht, wie man sich hier ausdrücken darf — soll nun eigentlich ein General der Bundeswehr seinem Minister die angetretene Truppe melden? In langer Hose und Halbschuhen — wie in Österreich nach geschehen? In der Überfallhose? Ich kann mir nicht helfen . . .

Diese Überfallhose ist eine schlimme Sache. Meistens ist sie unten hochgestülpt und bietet so einen schlampigen Anblick. Außerdem scheuert sie am unteren Rand schnell durch, der beim Gefechtsdienst naß und schmutzig wird. Die Ski- und Keilhose, die früher von den Gebirgsjägern getragen wurde, sieht eindeutig schmucker aus. Aber zum Hinlegen und schon zum Sitzen ist sie zu eng.

Der Schnürschuh ist in Preußen nie recht heimisch geworden, er paßte nicht ins Bild und wurde als zu zivil empfunden. Er brachte denn ja auch dem österreichischen Waffenbruder den Spitznamen „Kamerad Schnürschuh“ ein.

Die Österreicher hatten indessen gute Gründe, sich für diese legere Form der Fußbekleidung zu entscheiden. In allen Armeen der Welt ist es üblich, nach verlorenen Kriegen die eigene Bewaffnung und Ausrüstung zu revidieren. So war man auch in Österreich nach Königgrätz — der Niederlage gegen Preußen — auf Neuerungen bedacht. In drei Kriegen — 1848, 1859 und 1866 — war jedoch der Hauptgegner Sar-

dinen beziehungsweise Italien gewesen. Der Kampf gegen diesen Feind war nach der Grenzziehung des Jahres 1866 in erster Linie ein Gebirgskampf, und hierfür empfahl sich der am Knöchel fest sitzende Schnürschuh und nicht der gerade neu kreierte preußische Knobelbecher. In anderer Form — als Berg- oder Skistiefel — fand der Schnürschuh auch bei uns Eingang. Hinzu kam die Wickelgamasche, die von den Engländern übernommen wurde und zuerst in der kaiserlichen Schutztruppe auftauchte, sich aber im Felde in der zweiten Hälfte des Ersten Weltkrieges bei allen Truppenteilen durchsetzte.

*

Zwischen Kampf- und Dienstanzug der Bundeswehr steht der Arbeitsanzug, eine zweiteilige, olivfarbene Kombination aus leichtem Baumwollstoff, die das alte Drill-zeug ersetzen soll. Als Krätzchenersatz gehört eine Feldmütze aus dem gleichen Stoff dazu, die eine verteilte Ähnlichkeit mit der amerikanischen Sommermütze hat (Schirm nach oben klappbar), scheußlich aussieht und nicht zum deutschen Soldaten paßt. Wir müssen sie ablehnen; sie wird sich auch sicher noch wandeln und akklimatisieren.

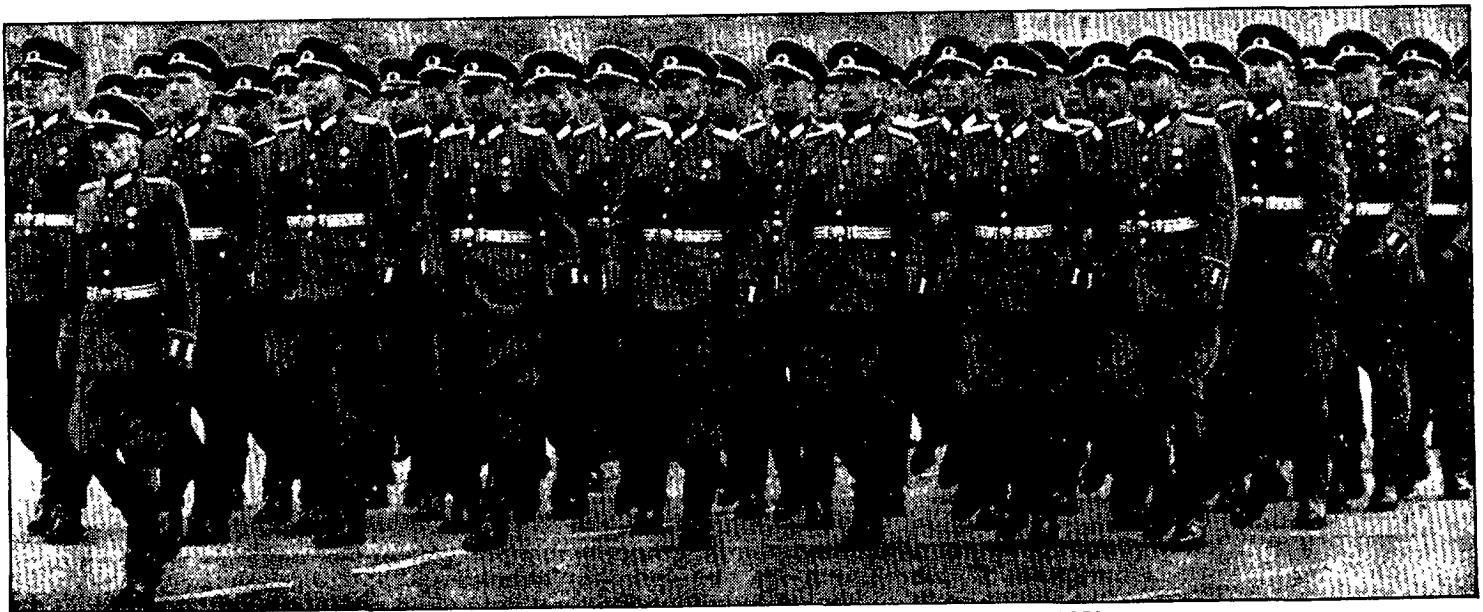
Zu allen Röcken mit offenem Kragen werden — zum erstenmal von allen Wehrmachtteilen — Hemd und Krawatte getragen, zum Dienstanzug graublaues Hemd, zum Ausgehanzug kann es weiß sein. Auch die Krawatte gibt, so wie sie vorgesehen ist, zu denken. Der Schlips war in der Wehrmacht nie populär, bei der Luftwaffe — „Schlipsträger der Nation“ — wurde er nur in Schwarz getragen, woran selbst Göring nichts änderte. Schon jetzt schwankt das bundesdeutsche Graublau der Schlipse vom Dienstanzug über den Ausgeh- zum Gesellschaftsanzug in zierlichen Abstufungen — wir stehen hier vor einem be-

merkenswerten Novum: einer deutschen Armee mit bunten Schlipsen!

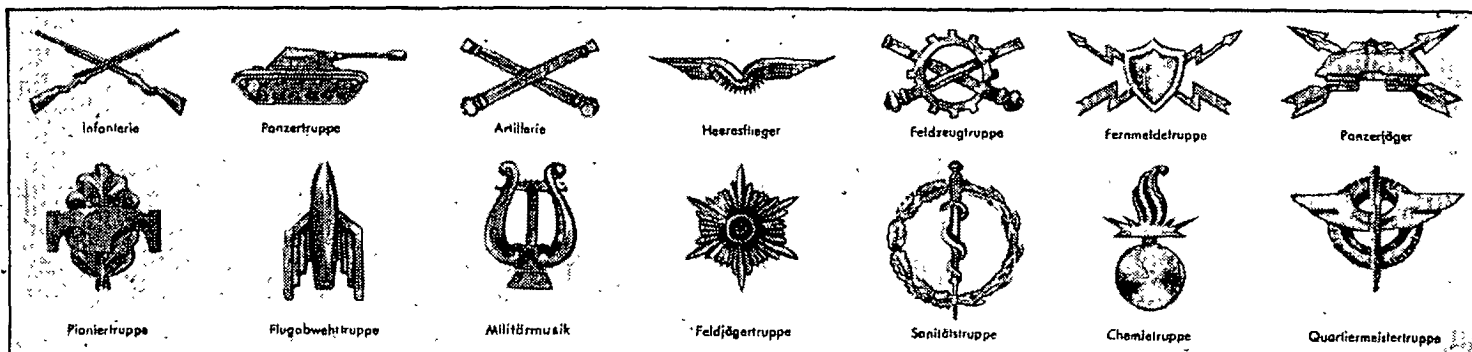
Man hatte in Preußen den Fehler gemacht, daß man eine Uniform schuf, die für alle Zwecke geeignet sein sollte und die man herunterrangieren konnte. Derselbe Rock, der in seinem Urzustand als Parade-garnitur auf Kammer gelegen hatte, kam später als Ausgehanzug in die Hand des Soldaten, wurde nach manchem Jahr zur Dienstmontur und schließlich zum Arbeitsanzug degradiert. Wiewohl er in seinem letzten Zustand kaum noch entfernte Ähnlichkeit mit der bunten und blitzenden Pracht seiner Parade-Urzeit aufwies, so war er doch stets derselbe Rock. So galt auch in der Uniformfrage die Sparsamkeit als oberstes preußisches Gebot.

Außerdem war aber die Parademontur im 19. Jahrhundert bei allen Armeen gleichzeitig Gefechtsanzug. So wie die Spartaner an den Thermopylen festlich gekleidet in den Tod gingen und die Indianer den kostbarsten Schmuck anlegten, wenn sie das Kriegsbeil ausgruben, so staffierte sich Napoleons Garde mit Federbüschen aus, wenn es ins Gefecht ging. Noch im Jahre 1914 marschierten die französischen Kriegsschüler von St. Cyr mit dem Casoar — einem Federbusch, der seinen Namen vom dem Vogel Kasuar hatte — am Képi und mit weißen Handschuhen ins Feuer.

Aber schließlich verfügt jedermann in jedem Beruf über einen Arbeits- und einen Ausgehanzug. Niemand ist je auf den Gedanken gekommen, daß die drei von der Tankstelle abends mit ihren Mädchen in sauber gewaschenen und frisch gebügelten Overalls zum Tanz gehen sollten. Wie jeder junge Mann seinen dunklen Anzug hat, den er nicht bei der Arbeit trägt, so muß auch dem Soldaten zugestanden werden, daß er eine Extra-Uniform im Spind hat, die nicht für den Dienst da ist und die in „Tuch und Schnitt“ (so der Fachausdruck



Kriegsakademie-Lehrgang der DDR-Armee bei der Maiparade 1956



alter Vorschriften) von der Dienstuniform abweicht.

Da Kampf- und Dienstanzug der Bundeswehr fertig waren, hätte man sich in Bonn beim Entwurf eines Ausgehanzuges nach ästhetischen und gesellschaftlichen Gesichtspunkten frei entscheiden können. Man brauchte keine Tarnfarbe mehr und war auch im Schnitt nicht mehr ausschließlich an die Zweckmäßigkeit gebunden. Diese Freiheit hat man offensichtlich nicht genügend genutzt, denn hier hätte sich leicht eine Brücke zum alten und vertrauten Bild des deutschen Soldaten finden lassen. Die neuen Ausgehbröcke entsprechen in keinem Punkt dem alten Stil.

Man verzichtete auf den alten geschmückten Waffenrock, den die Soldaten Sarasani-Garnitur oder Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Rock nannten. Bei diesem Rock waren die Gardelitzen am Kragen regelmäßig schief aufgenäht, so daß die Litzen und der spitz zugeschnittene Kragenrand nicht miteinander abschlossen. Statt dessen wählte man jetzt eine Form, die allerdings zu wenig repräsentativ wirkt, so daß es fraglich bleibt, ob sich der Soldat — nach Schillers Forderung — „fühlen“ kann. Von der Panzerjacke und der Feldbluse 44 übernahm man den zweireihigen Schnitt und den offenen Kragen

und gab den neuen Rocklinien einen gewissen modernen Schwung.

Ganz allgemein zeigt sich bei den neuen Uniformen mehr eine Neigung zum Saloppen, Unkonventionellen. Es soll nicht mehr alles wie angenagelt sitzen, der Träger soll mehr Freiheit haben, sich besser bewegen können. Nun, man kann nach beiden Seiten übertreiben.

Wir wissen, daß bei allem auch die Mode eine Rolle spielt, wenngleich man annehmen sollte, daß die strengen Anzugvorschriften ihr Eindringen in den militärischen Sektor verhindern. Das war aber nie der Fall.

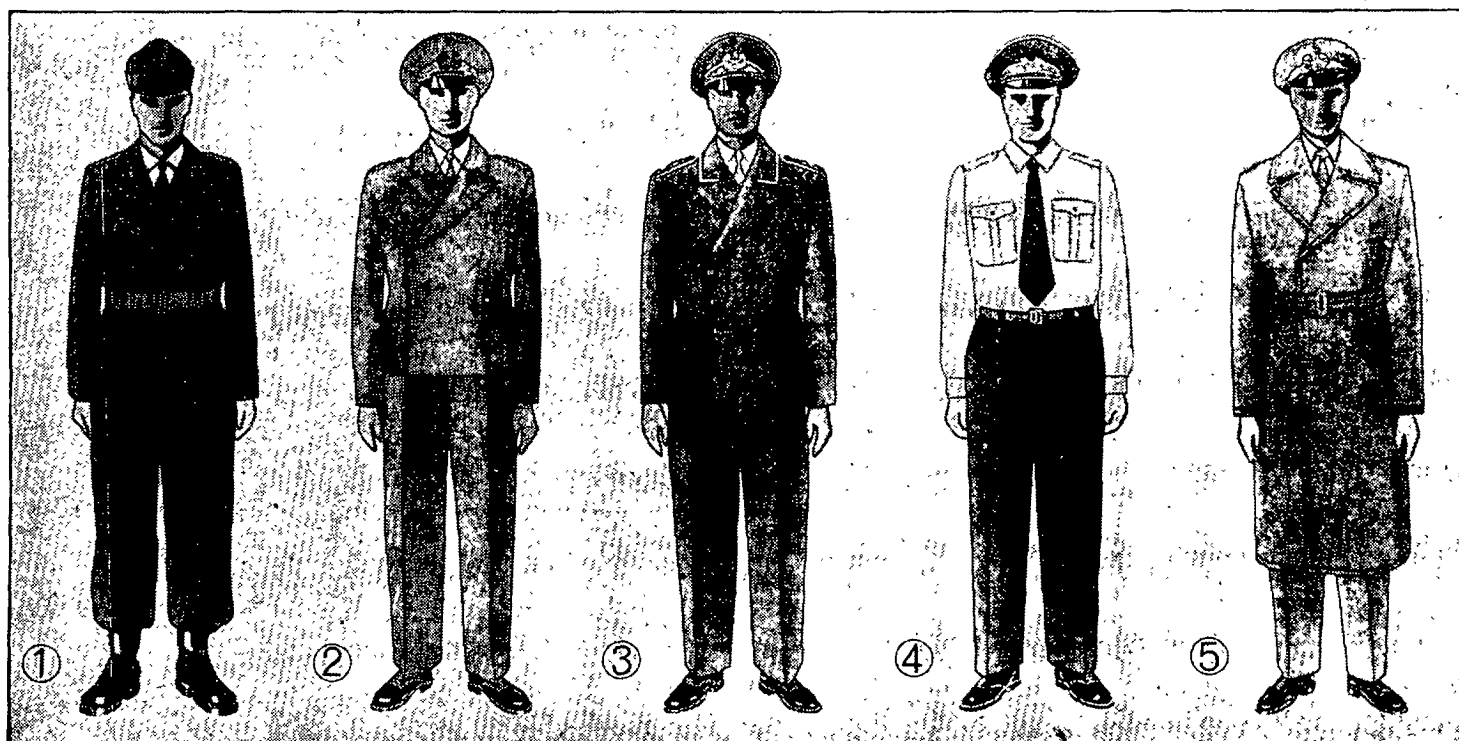
Im Rahmen der Vorschriften gab es immer viele Möglichkeiten, die Kleidungsstücke zu variieren, sie mehr der Mode oder dem Geschmack des Trägers anzupassen, wenn sie beispielsweise eng sein sollten, sie noch knapper zu tragen.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts galt Prinz Friedrich Leopold von Preußen als ein arbiter elegantiarum in der preußischen Armee. Es ist aber sicher eine Fabel, wenn behauptet wird, er habe einmal auf einer Reise von Berlin nach Stuttgart während der ganzen Fahrt auf dem Gange des D-Zuges stehen müssen, da er versehentlich die Steh-Hose angehabt habe. Die Steh-Hose war nur für offizielle Emp-

tänge und Paraden da, kurz: zum Stehen. Sie war so eng gearbeitet und durch die Stege so scharf gespannt, daß man sich in ihr nicht setzen konnte.

Nach der ersten Vorführung der neuen Uniform vor dem Bundeskanzler hat er in der Ermeikalkaserne ausrichten lassen, diese Uniform sei zu schlicht. Dieser wichtige Punkt war bis dahin nicht maßgebend gewesen. Man hatte auf dem Standpunkt gestanden, die Grundform müsse schlicht sein, das Lametta — übrigens ein scheußlicher Ausdruck, der aber leider durch Übertreibungen im Dritten Reich nur allzusehr ins Bewußtsein weiter Kreise geraten ist — dieses Lametta komme von selber. Bei der nächsten Vorstellung wurde also versucht, etwas mehr herauszuziehen.

So gab man den Offizieren Silberschnüre um Kragen und Schulterklappen, den Unteroffizieren altgoldfarbene Schnüre. Und so erschien bei den Generalen auf roten Spiegeln die schon eingangs erwähnte Stickerei wieder, wie wir alle sie zumindest aus dem letzten Kriege noch kennen, hervorgegangen aus der gestickten Knopflocheinfassung der Offiziersröcke — diese Urform läßt sich noch erkennen — des Königlich Preußischen Infanterie-Regiments Alt-Larisch. Alle deutschen



ANSPRUCHSLOS UND SALOPP

ist der Schnitt, den der Bundespräsident für die Dienst- und Ausgehmonturen des Heeres und der Luftwaffe bestimmt hat. 1: Dienstanzug für alle Dienstgrade; 2: Ausgehanzug für

Mannschaften und einfache Unteroffiziere; 3: Ausgehanzug für gehobene Unteroffiziere und Offiziere; 4: Sommer-Ausgehanzug für alle Dienstgrade; 5: Regenmantel für alle Dienstgrade.

Staaten — mit Ausnahme der beiden Mecklenburgs — hatten sich auf die Stickerei für die Generale geeinigt, die in Bayern allerdings silbern blieb, alter Gewohnheit folgend.

Sonst sind Spiegel an den Rockkragen der Bundeswehr nicht vorgesehen. Ausnahme: Der Generalstabsoffizier wird kleine silberne Kragenspiegel (Kolbenstickerei in Miniaturausgabe) tragen. Ihm wird also auch in der neuen Bundeswehr schon rein äußerlich wieder eine Sonderstellung konzessiert. Bekannt ist, daß der Generalstabsoffizier sich in der alten Armee (bis 1918) und in der Reichswehr und Wehrmacht (bis 1945) durch die karmesin-vergnügten breiten Streifen an der Hose und durch eine besondere silberne Stickerei am Kragen als Führungsgehilfe auswies. Das waren Anzugs-Privilegien, die ihm schon bei der Scharnhorstischen Heeres-Reorganisation eingeräumt worden waren. Weniger bekannt ist vielleicht, daß Hitler, der den Generalstab nie leiden mochte, diese Besonderheiten abschaffen wollte.

Da die Spiegel in Zukunft mit Ausnahme der beiden genannten Beispiele wegfallen, werden sich die Waffengattungen durch kleine Metallabzeichen am Kragen unterscheiden (siehe Seite 17 oben). In Bonn wird allerdings jetzt davon gesprochen, daß die früheren Litzen-Spiegel mit dem bunten Mittelfaden in den alten Waffenfarben doch wiederkommen sollen.

Die Nationale Volksarmee der Sowjetzone hat dagegen die alten Waffenfarben gleich wieder aufleben lassen, in Spiegeln und Paspelierungen, weiß für die Infanterie, rot für die Artillerie, rosa für die Panzertruppe.

Daß der deutsche Stahlhelm verschwinden und durch ein belgisch-amerikanisches Gebilde ersetzt werden soll, ist wohl für jeden Deutschen eine bittere Enttäuschung. Auch hier wehren sich die Sachbearbeiter gegen den Vorwurf, nur neuerungssüchtig und ohne alle gefühlsmäßigen Bindungen gehandelt zu haben. Auch hier sind un-

zählige Versuche angestellt und Probeanfertigungen vorgenommen worden. Die Verantwortlichen haben die verschiedensten Modelle persönlich angeschossen, um ihre Festigkeit beurteilen zu können. Endlich ist man dann in Anlehnung an den früheren deutschen Fallschirmjäger-Stahlhelm auf das belgisch-amerikanische Muster abgekommen.

Dieser Helm besteht aus zwei Teilen, einem äußeren aus Stahl und einem inneren aus Kunststoff. Der innere Teil kann allein getragen, der äußere, schwere Stahlteil (1100 Gramm) erst im Falle der Gefahr übergestülpt werden. Die Fabrikation ist billiger, da die Stahlform nur in einer Größe hergestellt zu werden braucht. Der neue Helm ist überall rund, so daß ein Geschloß leicht abgeleitet wird. Der alte Helm dagegen habe mancherlei Mängel aufgewiesen, er habe gerade Flächen gehabt, die einem Treffer Angriffspunkte boten, man habe schlecht darin hören können, man habe nicht telefonieren können, man habe ... Mag sein.

An allen solchen Einwänden ist etwas Richtiges. Ich habe in den beiden deutschen Modellen des Stahlhelms, dem alten — der 1916 zuerst vor Verdun in einzelnen Anfertigungen bei der kämpfenden Truppe erschien

und zunächst nur von den Grabenposten getragen wurde — und im neuen, der Mitte der dreißiger Jahre von der Wehrmacht eingeführt wurde, „gewohnt“, telefoniert und geschlafen, gekämpft und geritten. Wenn er in seiner schönen, irgendwie klassischen Form aus dem Bilde des neuen deutschen Soldaten verschwindet, so wird jeder, nicht nur der alte Soldat, der ihn getragen hat, das bedauern: Er ist Symbol von zwei Frontgenerationen unseres Volkes geworden, von der, die 1914 hinauszog, und der, die 1939 antrat und deren Enthusiasmus so schmachlich betrogen wurde.

Auch der Stahlhelm ist nicht von heute auf morgen entstanden und fix und fertig dem Haupte des Professors Friedrich Schwerdt von der Technischen Hochschule Hannover — nach einer Anregung des Geheimrats Bier — entsprungen. Er hat vom ersten Modell an noch mancherlei Wandlungen durchgemacht. Auch er wurde erprobt und angeschossen, so beim



Wachregiment Berlin bei der Paradeaufstellung 1937

Eisenhüttenwerk zu Thale im Harz, wo wir auf einzelne Stücke der neuen Fertigung bei hundert Metern Entfernung mit Weichbleigeschossen aus dem Gewehr Modell 71 schossen. Im gleichen Werk wurde später auch ein besonderer Überzug entwickelt, um das Glänzen der Helme zu vermeiden, die oft, wenn die Patrouillen im Grabenkrieg gegen Morgen zurückkrochen, im Vorfeld im Tau wie die Billardkugeln leuchteten. Man bestrich die Helme mit einem wetterbeständigen Leim und überzog sie mit einem Material, das bei der Plüsch- und Samtfabrikation abfiel und dem Helm einen stumpfen, samtartigen Überzug gab — wenn man es nicht vorzog, den Helm einfach in die feuchte Erde zu bohren, und ihm so einen naturverbundenen Anstrich zu geben.

Ich könnte mir denken, daß der Soldat den praktischen Augen- und Nackenschutz vermissen wird, wenn ihn die Sonne blendet oder der Regen ihm hinten in den Kragen läuft — denn das neue Gebilde hat weder das eine noch das andere —, und daß er sich nach seinem alten bewährten Helm zurücksehnen wird. Wenn aber die Erfinder des neuen Helms in Bonn sagen, die Sicherheit des Soldaten, dessen Leben er schützen solle, habe für sie über allen anderen Erwägungen gestanden, so ist dies das einzige Argument, das ich für diesen neuen Topfhut gelten lasse.

Solche rein sachlichen Sicherheitsgründe haben sogar in der Sowjetzone dazu geführt, in puncto Stahlhelm von der propagandistisch gefärbten — halb preußischen, halb russischen — Traditionslinie abzuweichen. Falsch ist jedoch die Version, der formen-unschöne Volksarmee-Helm sei tschechischen Ursprungs. Tatsächlich handelt es sich um jenes deutsche Helmmodell, das sich bei Beschuß-



Ehrenzug der Bundeswehr beim Präsentieren 1956



Hauptmann 1937

experimenten der alten Wehrmacht als die sicherste Form bewährte.

Bei der Mütze suchte man in Bonn auch nach neuen Lösungen, aber man fand nur Formen, die nicht befriedigten. Der schwarze Lacklederschirm, früher bei uns immer etwas zu klein, wuchs etwas hinter den Mützenschirmen unserer Nachbarn her, wenn er auch noch hinter dem einstigen polnischen Riesenschirm zurückbleibt. Daß der Besatzstreifen so seemannsmäßig wirkt und hier wirklich nicht hinpaßt, möchte ich darauf zurückführen, daß die Marine bei der Schöpfung der Mütze maßgebend beteiligt war. Wie schon gesagt: Wir sehen auch hier nur Versuche, aber noch keine Lösung. Der endgültige Mützenschnitt wird vermutlich schmaler und höher sein als heute.

Im allgemeinen war man bestrebt, die Mütze etwas unkonventioneller, etwas legerer, etwas weicher zu formen, aber was dabei herausgebraten ist, paßt nicht auf den meist runden deutschen Soldatenkopf. Und noch etwas spielte hier eine Rolle: die einstige Kapsmütze und deren etwas zu schneidige Mißbildungen. Kaps war ein berühmter Mützenbauer in Neisse (Schlesien). Seine Mützen hatten Schwung und Sitz, ohne gar zu sehr von der Vorschritt abzuweichen. Der gut angezogene Offizier, besonders der Kavallerist, trug Kapsmützen. Das war schon in der alten Armee so; es war in der Reichswehr nicht anders und änderte sich auch in der Wehrmacht nicht. Später sollen diese Mützen zu schwungvolle Formen angenommen und in ihrer übertriebenen Art aufreizend gewirkt haben. Mag sein — ich habe die alte elegante Kapsmütze bis 1945 geliebt und getragen. In Bonn wollte man jedenfalls die Wiederkehr der schneidigen Kapsmütze vermeiden und erfand deshalb eine Schirmmütze, die niedriger und weicher ist als die alte und — wie bei der alten Armee zum Feldgrau und in der Reichswehr zu Seeckts Zeiten — einen schmalen Lacklederkinriemen hat. Neu ist, daß der Schirm der Generale goldenes Eichenlaub aufweist, das man bei der Marine auch

nur den Admiralen zubilligt. Dies, obgleich früher, in den Jahren 1935 bis 1945, die Seeoffiziere aller Grade nach englischem Vorbild Goldschmuck auf den Mützenschirmen getragen hatten.

Zum Dienst wird eine Tuchmütze getragen in der Form unserer einstigen Gebirgsjäger- oder Bergmütze. Bei der Marine: Offiziere und Portepée-Unteroffiziere tragen eine Schirmmütze in der früheren Form, aber ohne goldenes Eichenlaub am Mützenschirm. Die Mannschaften tragen, wie international üblich, eine Bordmütze ohne Schirm, aber mit beschriftetem Mützenband.

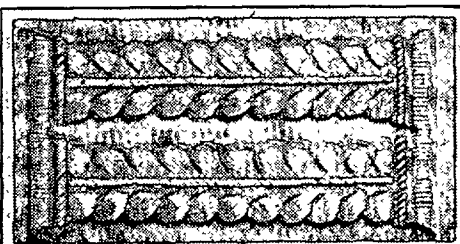
Als Embleme sitzen an der Mütze oben eine schwarz-rot-goldene Kokarde, die übrigens für meinen Geschmack zu hoch angebracht ist, darunter beim Heer zwei gekreuzte Säbel, bei der Luftwaffe eine Schwinge, bei der Marine ein Anker. Auf den Schirmmützen wird dabei ein halbkreisförmiges Eichenlaub untergelegt. An die Berg- und Bordmütze kommt nur die Kokarde und das Abzeichen des Wehrmachtteils.

Wenn das Eichenlaub hier wieder auftaucht, so empfindet man es wohl unmittelbar angeschlossen an die Stickerei der alten Offiziermützen, wie das Dritte Reich sie schon von der Reichswehr übernommen hatte. Bei den Mannschaften war es damals aus gestanztem Metall gewesen. Also gehört es dahin — aber wo kommt es eigentlich her? Wer weiß noch etwas vom Freikorps Feldmarschall von Hindenburg, das als eine eigentliche Garde du Corps im Jahre 1919 für den alten Generalfeldmarschall in Kolberg aufgestellt und später im Grenzschutz verwendet wurde?

Aber auch dieses Freikorps übernahm das Eichenlaub schon aus zweiter Hand. Geschaffen wurde es Anfang 1919, als die Oberste Heeresleitung von Spa — über eine kurze Zwischenstation in Wilhelmshöhe bei Kassel — nach Kolberg übersiedelte, um die Zurückführung der noch im Baltikum stehenden Truppen von Kolberg aus zu leiten. Dort lagen damals auch noch andere Truppenteile und Abwicklungsstellen, die nicht mobil waren, während die Oberste Heeresleitung noch als mobil galt. Um sie von den anderen Soldaten des Standorts Kolberg zu unterscheiden, sollten die Angehörigen der Heeresleitung ein besonderes Abzeichen an der Mütze tragen. Man wählte einen Kranz aus Eichenlaub, der rasch entworfen worden war und behelfsmäßig aus Metall hergestellt wurde. Allerdings legten die Offiziere ihn nicht an.

Auch das Freikorps Hindenburg bekam bei der Aufstellung im Frühjahr 1919 diesen silbernen Eichenlaubkranz, doch trug man ihn, der ein großes H einschloß, nicht an der Mütze, sondern am Ärmel, und nahm ihn später in die Reichswehr mit, die ihn dann für alle Verbände als Mützenschmuck einführte. Auf das Ärmelzeichen mit dem großen H mußte das eingegliederte Freikorps Hindenburg in der Reichswehr freilich verzichten.

Bei den Dienstgradabzeichen ist man in Bonn ganz den westlichen Gepflogenheiten



Kragenspiegel für Generalstabler 1956



Hauptmann 1956

gefolgt und hat die alten deutschen Abzeichen aus prinzipiellen Gründen zunächst einmal verworfen. So trägt jetzt der jeweils unterste Dienstgrad der drei Offizier-rangklassen — Subalternoffiziere, Stabs-offiziere und Generale — also der Leutnant, der Major und der Brigadegeneral, bereits einen Stern auf der neuen Schulterklappe.

Die alten Schulterstücke oder, wie man sie früher nannte, Achselstücke und die Sterne als Dienstgradabzeichen erschienen zuerst im Jahre 1808 als besonderes Abzeichen des Offiziers. Vor dieser Zeit gab es innerhalb des Offizierkorps keine unterschiedlichen Dienstgradabzeichen. Der jüngste Offizier im Regiment trug genau die gleiche Uniform wie der Kommandeur. Auch der General und Chef des Regiments trug diese Uniform, nur unterschieden durch die Plume der Generalität am Hut.

Nach den Freiheitskriegen wurden die Achselstücke wieder durch die Epaulettes ersetzt. Als sich aber 1864 herausstellte, daß die Offiziere im Gefecht weithin an ihnen erkennbar waren, wurden sie abgelegt und zunächst behelfsmäßig, 1866 aber offiziell, durch die Feldachselstücke ersetzt.

Die Rangbezeichnung des einsternigen Brigadegenerals ist neu und für höhere Stabsstellungen vorgesehen. Neu ist auch für uns der viergestern General. Und doch gab es schon einmal bei uns in der alten Armee einen General mit vier Sternen. Das war der Generaloberst im Range eines Generalfeldmarschalls, ein Rang, der allerdings sehr selten verliehen wurde, denn Generalfeldmarschall wurde man früher in der Regel nur vom Feinde.

Seitenwaffen sind außer Dienst bislang nicht vorgesehen; Offizier und Mann verlassen also nach dem Dienst die Kaserne unbewaffnet. Das befremdet uns — wenn wir auch auf diesem Gebiet, beispielsweise durch die Amerikaner, an allerlei gewöhnt wurden.



Fahnenjunker des Heeres 1939

Das Koppel, das auch dem weniger sorgfältig verpaßten Rock Sitz und Festigkeit gab, wird einstweilen nur zum Dienst getragen. Es ist nicht mehr aus Leder, sondern aus schiefergrauem Baumwollgespinnst. Säbel oder Dolch aber — welcher letzterer im konservativen Heer nur unter Vorbehalt oder gar nicht akzeptiert wurde — gibt es überhaupt nicht mehr. Auch nach dem Ersten Weltkrieg sollte der Säbel für die Offiziere abgeschafft werden und dem Seitengewehr weichen. Man hatte in Berlin Anfang 1919 eine solche Bestimmung ausgeheckt, ohne die in Kolberg sitzende Oberste Heeresleitung zu fragen: Nur wer länger als 20 Jahre Offizier war oder einen persönlich verliehenen Ehrendegen besaß, sollte berechtigt sein, ihn auch in der neuentstandenen Reichswehr weiterzutragen.

Hindenburg ärgerte sich über diese Verfügung, die der Arbeiter- und Soldaten-Zentralrat ausgetüftelt hatte, um das Offizierskorps zu demütigen. Als er sich im Sommer 1919 ins Privatleben zurückzog, ermächtigte er durch besondere Handschreiben die Herren seines engeren Stabes und die des Freikorps, das seinen Namen trug, ihre Degen, mit seinem Namenszug und dem Datum seiner Verabschiedung versehen, weiterhin als von ihm verliehene Ehrendegen zu tragen. Die Anordnung, Offizierssäbel und -degen abzuschaffen, wurde alsbald wieder kassiert. Der Offizierdegen oder -säbel blieb in der Weimarer Reichswehr, was er vorher in der alten Armee gewesen war. Auch die blauen Ärmelstreifen, die man 1919 kurze Zeit statt der Achselstücke trug, verschwanden rasch wieder, und zwar für immer. So gibt es auch heute in Bonn keinen Zweifel darüber, daß statt der unauffälligen Schulterklappe bald wieder das traditionelle Schulterstück getragen wird.

Es sollte Bonn übrigens zu denken geben, daß die alte preußische Säbeltradition jetzt ausgerechnet bei den Offizieren der Sowjetzonen-Armee wieder zu Ehren kommt. Daß

die proletarischen Vorkämpfer im Jahre 1919 den Säbel verdammt hatten, stört die Pankower Armeespitze nicht im geringsten.

Verordnungen kommen und gehen — es liegt viel Tröstliches darin aus unserer heutigen Schau. Uniformen werden erfunden, eingeführt, vom Träger akzeptiert, umgeformt oder abgelehnt — und verschwinden wieder. Es bleibt der Soldat, der sich noch immer seine äußere Erscheinung

selber geprägt hat, über manche Verordnung hinweg und auch gegen manche Verordnung. Im Kampf der Geister um die neuen deutschen Uniformen ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Wir freuen uns, daß der alte Soldat seine Wünsche angemeldet hat und sich lebhaft einsetzt für den Rock, den er in Ehren trug — und der nun plötzlich, etwas gespenstisch, in der Sowjetzone ein Come-back feiert.

Wir freuen uns, daß in Bonn verantwortungsbewußte Männer an der Arbeit sind, um das Beste für den deutschen Soldaten herauszufinden, daß sie zu überzeugen verstehen und den sehr betonten Wunsch haben, daß man sie begreifen möge und daß sie bei der Suche nach dem deutschen Ausdruck einer modernen Uniform à la longue den alten Soldaten auf ihrer Seite sehen möchten. Nichts war früher beim Militär so unantastbar wie die Vorschriften, auch die Bekleidungsvorschriften. Sie als fragwürdig zu empfinden, war ein Sakrileg. Und doch hat es immer Möglichkeiten gegeben, sie zu differenzieren, aufzulockern. Was der Soldat praktisch oder schön fand, das machte er sich zu eigen; was er akzeptiert hatte, ließ er sich nicht so ohne weiteres nehmen. Man denke an den langen Überrock, der von uns alten Offizieren bis zum Jahre 1918, ja vereinzelt sogar noch in den ersten Reichswehrzeiten getragen wurde. Dies, obgleich er schon im Jahre 1843 offiziell abgeschafft worden war und seither nur noch Auftragszeit hatte.

Wichtiger aber als alles andere ist, daß der junge deutsche Soldat wieder stolz ist auf seine Uniform und sich in ihr angeschlossen fühlt an die lange Reihe derer, die vor ihm eine deutsche Uniform getragen haben, und daß er wieder zurückfindet zu dem, was ich mit dem Wort Tradition umreißen möchte. Denn: „Tradition ist Treue und Ehrfurcht.“

Soldatsein ist keine Tendenz, ist auch kein System, ist Haltung.



Lehrkompanie des Heeres 1956